

# Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 49

Sonntag, den 5. Dezember

1915

## Adolph von Menzel.

Zu seinem 100. Geburtstage (8. Dezember).

(Nachdruck verboten.)

Als der Sohn eines Lithographen erblickte Adolph Menzel am 8. Dezember 1815 zu Breslau das Licht der Welt. Als Knabe für den Gelehrtenberuf bestimmt, zwangen ungünstige Verhältnisse ihn dazu, sein Studium frühzeitig aufzugeben. Seine leidenschaftliche Liebe zur Kunst und seine außerordentliche künstlerische Begabung machten den Knaben bald zu einem Gehilfen und fleißigen Mitarbeiter des Vaters bei dessen lithographischer Tätigkeit. Im Jahre 1830 gab der Vater sein Breslauer Geschäft auf und ging mit dem Knaben nach Berlin, das für ihn eine größere Erwerbsmöglichkeit und für den jungen Adolph eine bessere Gelegenheit zur Ausbildung seiner künstlerischen Fähigkeiten bot. Hier, in der Hauptstadt Preußens und späterhin des neugeeinten Deutschen Reiches, verbrachte der Künstler den weitaus größten Teil seines langen, schaffensreichen Lebens. Hier trat er als junger Anfänger, seit dem schon im Jahre 1832 erfolgten plötzlichen Tode seines Vaters auf sich selbst gestellt, mit seinen ersten Lithographien an die Öffentlichkeit; hier schuf er die Fülle der Bilder aus der friderizianischen Zeit, von hier aus unternahm er seine Reisen durch Deutschland, durch Bayern und Thüringen vor allem; nach Italien und nach Frankreich, wo er die Pariser Weltausstellung von 1867 besuchte, und von wo er, reich an Neueindrücken, heimkehrte.

Menzel ist einer der Wenigen, deren Genie bereits während ihrer Lebenszeit von der staunenden Welt voll gewürdigt und bewundert wurde. Die Anerkennung, die schon seinen Jugendwerken gezollt wurde, begleitete den ganzen Lebenspfad dieses Künstlers. Auf allen Gebieten der Malerei hat er sein Genie bewiesen, in Landschaften, die von Glut und goldenen Lichtes, von wehender Sommerluft durchwogt sind; in lebendigen, nach der Wirklichkeit geschauten Bildern aus dem Straßenleben, in Interieurszenen, in Gruppen und Porträts von höchster Tonschönheit, — dann vor allem in den Holzschnitten und Gemälden aus der preußisch-brandenburgischen Geschichte, die ihn zu den bedeutendsten unserer vaterländischen Geschichtsmaler erheben, und ihm hohe Ehrungen eintrugen. Seit seiner malerischen Behandlung der Geschichte Friedrichs des Großen war er ein ständiger Gast der Berliner Hoffestlichkeiten. Sein schauendes Knäuel nahm die Pracht der Säle, den Glanz und das Farbenspiel der Uniformen und seidenen Frauengewänder, das Gefunkeln des Edelgeschmeides in sich auf und gestaltete es neu in wundervollen, lebenssprühenden Gemälden aus dem Leben am Hofe Wilhelms I.



Adolph von Menzel.

Die Verehrung, die sein Landesherr dem Künstler zollte, kam besonders anlässlich Menzels 70. Geburtstag zum Ausdruck. Der Meister empfing ein gnädiges Handschreiben seines Kaisers; außerdem wurde ihm der Titel eines Kanzlers der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite verliehen. Seine Vaterstadt Breslau ehrte ihn durch Ueberreichung ihres Ehrenbürgerdiploms, und seine zweite Heimat Berlin machte ihn zum Ehrendoktor ihrer Universität.

Rastlos schaffte der greise Künstler weiter. Noch zwanzig Jahre reichen Schaffens waren ihm beschieden. Gleich frisch, durch die strenge Sachlichkeit seiner Darstellung, die Schnelligkeit und Bestimmtheit des Sehens, die Wärme der Farbe und die Großartigkeit der Dichteffekte stehen die Werke seiner letzten Lebensperiode neben den Jugendwerken, gleich fesselnd wirken sie auf den Beschauer.

Noch glanzvoller als die Feier seines 70. Geburtstages gestaltete sich die seines 80. Wiegenfestes. In voller Mäßigkeit konnte der Meister an den festlichen Veranstaltungen teilnehmen. Sein hoher Gönner, Kaiser Wilhelm I., ruhte schon bald ein Jahrzehnt in der Marmorfähle des Charlottenburger Mausoleums, aber sein erlauchter Enkel, Kaiser Wilhelm II., bereitzte dem alten Künstler eine prächtige Feier. Zu dem in den Sälen der Berliner Akademie veranstalteten Festakte sandte er eine Abteilung Sängergrenadiere im Kostüm der friderizianischen Zeit, nachdem er schon vorher im Laufe des Jahres dem Meister durch ein eigenartiges Fest auf Sanssouci im Stile der gleichen Zeit eine Herzensfreude gemacht hatte. Der Monarch verehrte dem greisen Geburtstagskinde seine vom Bildhauer Schott geschaffene Bronzebüste. Er erhob ihn außerdem zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Prädikat „Erzellenz“. Von der Stadt Berlin empfing Menzel das Diplom, das ihn zum Ehrenbürger ernannte; und die königliche Akademie der Künste zu London sowie die Pariser Akademie nahmen ihn in die Reihe ihrer Mitglieder auf.

Ein schwerer Unfall gefährdete gegen Schluß des Jahres 1895 ernstlich Menzels Leben — allein seine kräftige Natur überwand die Folgen dieses Sturzes ziemlich leicht und schnell. Sein hohes Alter von 83 Jahren

bewog ihn dann, 1898 aus dem Senat der Berliner Akademie der Künste auszutreten, doch trug man ihm die Ehrenmitgliedschaft an.

Für dieses Jahr war ihm seitens seines Landesherrn eine noch größere Auszeichnung aufgespart — die höchste Ehrung wohl, die je ein Künstler erfahren hat. Im Dezember 1898 wurde er nämlich durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens in den Adelsstand erhoben. Die diesbezügliche Benachrichtigung des Kaisers an Anton von Werner, den Direktor der Berliner Akademie, lautet: „Ich habe Seiner Erzellenz dem Professor Dr. von Menzel Meinen hohen Orden vom Schwarzen Adler verliehen; es soll diese höchste Ehrung, die einem Künstler je zuteil



geworden, ein Zeichen seiner Dankbarkeit sein für die durch seine Kunst seinem Hause geleisteten Dienste, sowie ein Sporn werden für die Jünger der Kunst der Malerei, auch auf den von Menzel so erfolgreich betretenen Bahnen zu folgen und zu streben, es ihm gleich zu tun!"

Nach noch etwa sechs Jahren steten Schaffens nahm ihm ein Unwohlsein als Folge seines hohen Alters Pinsel und Palette aus der Hand. Am 9. Februar des Jahres 1905 ging dieses reiche Künstlerleben zu Ende. So wie Kaiser Wilhelm II. den Lebenden stets verehrt hatte, erwies er auch dem Toten durch Anordnung einer prunkvollen Leichenfeier in der Rotunde des Alten Museums die letzten Ehren. Das kaiserliche Haus und die Mitter des Schwarzen Adlerordens wohnten ihr bei, und als der Zug sich zum Friedhofe bewegte, da schritt der Deutsche Kaiser als Erster im endlos langen Trauergefolge.

Adolph von Menzel gehört zweifelsohne zu den glänzendsten, bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen, realistischen Kunst, ganz besonders der deutschen Geschichtsmalerei.

Aus eigener Kraft, fast ohne Lehrer und unbeeinflusst von dem Kunstgeschmack seiner Zeit entwickelte er sein Künstlertum. Nach der Veröffentlichung von kleineren lithographischen Arbeiten wie „Künstler-Edenwällen“, einer manchmal satirisch gefärbten Bilderfolge von sechs Blättern, die von dem dornenvollen Lebenspfad eines Künstlers erzählen, und den „Denkwürdigkeiten zur brandenburgisch-preussischen Geschichte“ in zwölf Tafeln, wandte er sich der Delmalerei zu.

Zur Aneignung der Deltechnik hatte er ein ziemliches Hindernis zu bekämpfen — seine Linkshändigkeit. Sein erstes Selbstbild führte er noch „mehr knetend als malend“ aus. Doch mit eisernem Willen und rastlosem Fleiß überwand er die Schwierigkeit.

Seine Lithographien gewannen ihm 1839 den Auftrag, für den Leipziger Buchhändler Weber Kuglers „Geschichte Friedrich des Großen“ zu illustrieren. Es handelte sich um etwa 200 Zeichnungen zum Leben und in den Werken des großen Preußenkönigs. Menzels überaus malerische Holzschnittzeichnungen sind wirklich meisterhafte Leistungen der gestellten Aufgabe, auf beschränktem Raume mit wenig abtönenden Strichen Szenen und Gestalten der friderizianischen Zeit lebenswahr darzustellen. Mit Eifer und Gewissenhaftigkeit erforschte der junge Künstler diesen Abschnitt preussischer Geschichte. Jedes Bildnis dieser Epoche, jedes Porträt Friedrichs des Großen, der Personen seiner Umgebung und seiner Feinde, dessen er habhaft werden konnte, zeichnete er, studierte er, bis er mit der Persönlichkeit seines Helden in allen Lebensabschnitten bekannt war. Ebenso eignete er sich die Kenntnis der Verhältnisse, der Möbel, der Gebrauchsgegenstände und der Kleidung an. Das Berliner Zeughaus stellte ihm die Uniformen der damaligen Zeit zur Verfügung; er steckte seine Modelle hinein und studierte sie bis in die kleinste Einzelheit. Davon legen seine zahlreichen Studienblätter bereites Zeugnis ab. So lebte er sich ganz in die Verhältnisse der Zeit Friedrichs des Großen ein, und nur so konnte er seine Schnitte und späterhin seine wunderbaren, lebensvollen Gemälde schaffen, wie z. B. die allbekannte „Tafelrunde in Sanssouci 1750“, das „Flötensonzett“, die „Wittschrift“ und andere. Die herrlichste Schöpfung in der Reihe der Friedrichsbilder bedeutet wohl das Gemälde „Friedrich und die Seinen bei Hochtich“. „Seit Velasquez seine „Kapitulation von Breda“ gemacht hatte, war kein Geschichtsbild entstanden, das eine solch packende Wahrhaftigkeit in malerische Schönheit kleidete“, sagt Professor Knackfuß, der Biograph Menzels. Während viele der anderen Friedrichsbilder ihren Platz in der Nationalgalerie zu Berlin gefunden haben, schmückt letztgenanntes Gemälde das Arbeitszimmer des Kaisers im Neuen Palais in Potsdam.

1849 waren die Platten zu den Holzschnittzeichnungen geschnitten von Unzelmann und den Brüdern Vogel. In den vierziger Jahren machte Menzel sich auch die Technik des Radierens zu eigen und gab 1844 eine Sammlung landschaftlicher Blätter heraus. Sein Hauptaugenmerk jedoch richtete er auf die Malerei und betätigte sich in verschiedenen Techniken. Bei den Porträts Bismarcks und Moltkes versuchte er sich in Wachsfarbenmalerei, daneben wandte er sich in seinem „Kinderalbum“ einer Sammlung von 43 fein durchgearbeiteten Tierbildern der Wasserfarbkunst und in einigen Bildern, die Szenen aus dem Rheinsberger Leben Friedrichs des II. behandelnd, der Deckfarbentechnik zu.

Unabhängig von den herrschenden Kunstströmungen malt er wundervolle farbige Effekte, grelle Sonnenbeleuchtung, pleinairistische Luftstudien in den Bildern von den bairischen und thüringischen Wäldern, von Berlin, längst ehe noch die Franzosen den Impressionismus und die Freilichtmalerei auf ihren Schild erhoben. Wie seine Holzschnitte, seine Steinzeichnungen der deutschen Illustrationskunst, der Schwarz-Weißkunst neue Bahnen eröffneten, wie Menzel vor allem auch der Verbreitung der Xylographie in Deutschland aus schwerfälligen Anfängen zu künstlerischer Bewegtheit emporhob, so tat er auch in der Beobachtung der Farbenspiele, in einer Naturbeobachtung, die nichts anderes zum Ziel hat, als den malerischen Schimmer von Ereignissen und Erscheinungen auszulösen, als Bahnbrecher auf. Er war eben Führer auf allen Gebieten.

Seine realistische Kunstströmung wies ihn schließlich, nach der Behandlung altpreussischer Geschichte, ganz auf die Wiedergabe modernen Lebens. Er schuf Straßenbilder von einer packenden Lebendigkeit, wie die „Piazza d'Erbe in Verona“, die „Boulevardszene in Paris“, sowie zahlreiche Darstellungen Berliner Straßenlebens; er schuf Gemälde, die die Industrie zum Thema haben, wie das 1875 vollendete, gewaltige Bild des von Feuerogluten durchlöchten „Eisenwalzwerkes“ mit seinen sehnigen, braunen Kytlophen der Industrie, und die kleine „Dorfschmiede zu Gastein“ in ihrem geheimnisvollen Hellbuntel. Er wurde nicht müde, die gesellschaftlichen Ereignisse, den Glanz des Berliner Hofes zu schildern in farbenfatten, leuchtenden Gemälden, wie die „Krönung König Wilhelms I.“, „Cercle am Hofe Wilhelms I.“, „Tanzpause“, „Ball-souper“, und in noch viel anderen mehr.

Die Bilder aus der Geschichte und vom Hofe Wilhelms I. sind ebenso wie die Darstellungen aus der friderizianischen Zeit von hoher, kulturgeschichtlicher Bedeutung durch die naturgetreue Wiedergabe.

Uebersieht man die ungeheure Summe der Menzelschen Schöpfungen, die Tausende der Lithographien und Holzschnitte, der Zeichnungen und Radierungen, der Studien, Aquarelle und Delgemälde, so muß man sie als das Imposanteste bezeichnen, was die deutsche Kunstgeschichte des letzten Zeitabschnittes aufzuweisen hat; und Altmeister Menzel bleibt in seinem hochstehenden Künstlergenie verbunden mit der sittlichen Größe seines Jähren, erst mit der Lebensflamme verlöschenden Fleißes und seiner eisernen Energie ein Held der deutschen Kunst.



Kaiser Wilhelm und Adolph von Menzel auf dem Kostümfest.

## Sprüche.

Tu', was jeder loben müßte,  
Wenn die ganze Welt es wüßte;  
Du' es, daß es niemand weiß  
Und gedoppelt ist der Preis.  
Rüdert.

Nur zwei Tugenden gibt's; o wären sie immer vereint;  
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut.  
Schiller.

Schmäh'n auch jene, die zum Guten  
Lautern Antrieb nie vermuten:  
Zeigt in desto schöner Klarheit  
Keinen Sinn für Recht und Wahrheit.  
Uhland.

Wenn ein Mensch zu seinem Leid von heute nicht immer  
auch sein Leid von gestern und sein Leid von morgen hinzurechnete,  
so wäre jedes Schicksal erträglich.  
Hammerling.

Dein Auge kann die Welt  
Trüb' oder hell dir machen,  
Wie du sie ansiehst, wird  
Sie weinen oder lachen.

Wenn dich der Pöbel ehrt, befürchte, was dir droht,  
Zuerst bewirft er dich mit Vorbeeren, dann mit Rot.  
Meyer.



## Das Grab im Sachsenwalde.

Und wieder rauscht es im Sachsenwald,  
Und stärker denn je zuvor,  
Da redt sich in seinem stillen Grab  
Der alte Kanzler empor.  
Ihm träumte: er höre vom Rheine her  
Germanias Stimme wehn  
Und sähe gerüstet die halbe Welt  
Wider sein liebes Deutschland stehn.  
Und es liegt so dumpf, und es liegt so schwül,  
Wie Gewitter in der Luft.  
Da wird ihm bange ums treue Herz  
In seiner einsamen Gruft:  
Mein Deutschland, ob du einig bist  
Im Osten, drohenden Streit?  
Hast du vergessen den Bruderkrieg,  
Den Habergeist, der dich entzweit?  
Der Gott, den wir fürchten, er wolle dich  
Vor Schande und Feigheit bewahren,  
Sonst müßt' ich wahrhaftig heraus . . . hinaus . . .  
Noch einmal dazwischen fahren.

So denkt mit sorgender Seele noch  
Der Kanzler in seiner Gruft.  
Da braust es vorüber im donnernden Lauf,  
Und Lieder durchschwirren die Luft.  
Sie kommen gefahren, die Nacht am Rhein!  
Sie kommen aus allen Gauen!  
Lieb' Vaterland, magst ruhig sein  
Und deinen Söhnen trauen!  
Da nicht der Kanzler und schlummert ein,  
Da flüstert's durch Bäume und Reiser,  
Da spricht der Held im Sachsenwald  
Im Traum mit dem alten Kaiser:  
Wann sahst du so groß unser Deutschland schon . . . ?  
Sie trugen der ganzen Erde,  
Umlauert von Feinden, voll Spott und Hohn . . .  
Sie Gott mit dem Gideonschwerte!  
Ach, könnten wir aus dem engen Grab  
Und helfen die Karten mischen!  
Wahrhaftig, Wilhelm, ich glaube, es sind  
Noch Degen von Siebzig dazwischen . . . !

Und auf's neue braust es im donnerndem Lauf  
Vorüber im Sachsenhaine:  
Hinaus, Alld Deutschlands Söhne, hinaus  
Zum Rhein! zum deutschen Rheine!

Und dann wird es stille im Sachsenwald,  
Und die Eichen halten die Wache.  
Und die großen Toten und der heilige Gott  
Helfen zum Siege der deutschen Sache.

Adolf Wurmbach (im Felde).

## Eine ungeliebte Frau.

Roman von Marie Harling.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf Herberts Schreibtisch liegen noch einige Briefe, wie er bei seinem Eintritt sofort bemerkt. Meist sind es Geschäftsbriefe aus einer hat ein anderes Gepräge, er trägt zudem Mariannens Handschrift. Mit freudigem Blick öffnet Herbert den Brief. Doch sein Gesicht nimmt während des Lesens allmählich einen starren Ausdruck an. Die Hand mit dem Briefe sinkt schlaff herab, ein Stöhnen entringt sich seiner Brust.

„Marianne, das kannst du mir antun? Und ich Tor glaubte, nun endlich den rechten Weg gefunden zu haben, dein Vertrauen wieder zu erlangen. Doch du hast recht, unsere Wege müssen auseinandergehen, aber nicht so, nicht wie du es willst. Einmal noch muß ich dir alles sagen, was mir die Seele beschwert, dann magst du gehen!“

Mit großen Schritten durchmisst er das Gemach, dann packt ihn plötzlich eine unerklärliche Angst. Was hatte Marianne geschrieben? Fort wollte sie von Bresfeld. Niemand sollte wissen, wohin. Wie, wenn sie schon fort wäre? Noch einmal greift er nach dem Briefe, die Zeilen klingen so fremd, so kalt:

„Lieber Herbert! Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich vielleicht schon weit fort, und du wirst mich nie wiedersehen. Erst heute erfuhr ich durch Onkel Ferdinand, was geschehen, da sagte mich das Entsetzen. Nun bist du doppelt betrogen auch um den Preis, um den Du Deine Liebe opferst. Was aus dem Ruin gerettet wurde, ist natürlich Dein eigen. Ich brauche für mich so wenig. Mein Wunsch ist nur der: Mögest Du glücklich werden in dem Maße, als Du bisher unglücklich warst. Marianne.“

Hart und schneidend lacht er auf, schwer fällt seine Hand auf die Schreibtischplatte.

„Ja, Marianne hat ja recht, ihm solch verächtliche Handlung zuzumuten. „Um den Preis deines Opfers bist du betrogen!“ O Gott, wie diese Worte in seiner Seele brennen. Eine ganze Weile starrt er gedankenverloren vor sich hin, dann fährt er plötzlich empor.

„Ich werde ihr schreiben, sie muß wiederkommen, ich habe ihr Wort, das kann sie nicht brechen. Was dann folgt, — Gott mag es wissen, — mit meiner Kraft ist es zu Ende!“

Unheimlich ruhig wird es in ihm. Er setzt sich an den Schreibtisch, nur wenige Worte wirft er auf die weiße Karte.

„Zweimal hast Du mir versprochen, daß Du wiederkommen wolltest, ich halte mich an Dein Wort. Ein ehrlicher Mensch bricht sein Wort nicht. Ich erwarte Dich! Herbert.“

Als er den Brief geschlossen, zieht er seinen Mantel an und rückt die Mütze in die Stirn, dann klingelt er dem Diener.

„Du kannst zu Bett gehen, ich möchte noch ein wenig frische Luft schöpfen. Ich nehme den Schlüssel zur Veranda für mich und werde schon allein fertig, wenn ich zurückkomme.“

Der Diener verneigt sich und zieht sich zurück, das finstere Gesicht des Herrn verbietet jede weitere Frage. Baron Herbert schreitet in die Nacht hinaus, rüstig eilt er voran. Der Brief muß noch mit dem Nachtzug fort, er will ihn selbst zur Station bringen. Eine Depesche würde in der Abgeschiedenheit Bresfelds zu großes Aufsehen erregen, und das muß vermieden werden auf jeden Fall. Je lautloser sich das Unausbleibliche vollzieht, desto besser ist es gewiß für alle Teile. Staub genug wird die Geschichte ohnehin aufwirbeln.

Marianne sitzt im Zimmer ihrer Tante, dieser selbst gegenüber. Tante Eva blickt ernst und ruhig, Marianne ist sehr blaß, unruhig zupfen ihre Finger an dem schwarzumranderten Taschentuch.

„Also, Kind!“ fährt Tante Erna nach einigem Schweigen fort, „es ist ja kein Grund für dich vorhanden, so erregt zu sein. Marktitten ist schuldenfrei und wenn ihr die Villa verkauft, habt ihr Betriebskapital genug, um rationell wirtschaften zu können. Herbert ist ein tüchtiger Landwirt geworden, versuche du ihm als eben so tüchtige Hausfrau zur Seite zu stehen. Im Vergleich zu uns seid ihr noch reich zu nennen, denn Bresfeld ist kaum von seiner Schuldenlast befreit. Wir haben tapfer ringen und kämpfen müssen, mein Bruder und ich, und nicht immer ist es uns leicht geworden. Deine Mutter war so zart und schwach, sie zog es vor, den zwar reichen, doch bürgerlichen Gatten zu wählen. Ob sie es je bereut, ich weiß es nicht. Dein Vater trug sie auf Händen, aber dennoch mag es nicht leicht gewesen sein, an der Seite eines Mannes, dem sie durch Geburt und Erziehung so fern stand und mit dem sie nicht einmal das Band der Liebe verknüpfte, auszuhalten. Aber sie hat niemals geklagt, sie schien zufrieden mit ihrem Los. Onkel Ferdinand konnte ihr den Schritt, den sie getan, nicht vergeben, denn noch niemals war ein Bresfeld eine unebenbürtige Heirat eingegangen. Ich kannte Marianne besser, ich wußte, wie unmöglich es ihr war, in den steten Sorgen und Entbehrungen unseres Hauses zu leben. So sind wir alle unseren Weg gegangen und es ist uns nicht immer leicht geworden. Du bist Blut von unserm Blute, bist auch ein Reis vom alten Stamm der Bresfeld, du darfst nicht mutlos unterliegen, wenn sich dir auf deinem Weg ein Hindernis naht. Mögen sich noch so dicke Wolken vor die Sonne schieben, sie kommt doch immer wieder zum Vorschein. Und nun geh' schlafen, Kind, es ist spät geworden. Denk' an meine Worte und versuche, ein tapferes Frauchen zu sein.“

Tante Erna küßt die Nichte mütterlich auf die Stirn, dann reicht sie ihr die Hand. Mariannens Hand ist eiskalt. Mit schweren Schritten sucht sie ihr Zimmer auf. Aber sie geht nicht zur Ruhe; mit gefalteten Händen steht sie am Fenster und starrt in die Nacht hinaus. Ihre Gedanken bewegen sich in einem wilden Chaos. Tante Ernas Worte klingen ihr so schrecklich, ihre Mutter tat ja dasselbe, was Herbert getan, sie schloß eine reiche Heirat, um aus der Misere des häuslichen Lebens fortzukommen. Und sie hat sich so himmelhoch über Herbert gestellt! Hatte sie denn ein Recht dazu! War es denn wirklich so schrecklich, was er getan, wo doch ihre so heiß geliebte, so hoch verehrte Mutter gerade so gehandelt?

„Herbert! Herbert! Du wirst mir nie verzeihen, denn was ich zuletzt getan, fast wahnsinnig vor innerer Qual, das trennt uns für immer! Aber es muß ja auch sein, ich gehe sonst zu Grunde an meiner Liebe!“

Sie preßt die heiße Stirn gegen die kalten Scheiben, ihre Gedanken eilen nach Marktitten. Sie sieht Herbert in seinem Zimmer, er liest den Brief; er zerreißt ihn in tausend kleine Fetzen. Dann steht er auf. „Gut, Marianne, du sollst deinen Willen haben, wir sind geschiedene Leute. Mag jedes seine eigenen Weg gehen.“ Sie sieht, wie eine eiserne Entschlossenheit sich über seine Büge breitet, sie ist ausgefrichen aus seinem Leben.

„Nein! o nein!“ Sie ruft es plötzlich laut in die Nacht hinaus, und die fernen Hügelketten geben ein schauerliches Echo. Ihr wird so angst, sie preßt so ungestüm die Hände gegen das poehende Herz. „Nein! nein! sie kann so nicht gehen, sie muß Herbert noch einmal sehen. Sie war ja wahnsinnig, als sie jene Worte schrieb. Wie aber, wenn Herbert sich fort von ihr wendet, wenn



er die Hand nicht mehr win, die sich nach ihm ausstreckt? Sie sinkt am Fenster nieder, ein hallloses Schluchzen erschüttert ihre Gestalt. Am folgenden Tage kommt Herberts Brief, kurz und kalt. Marianne fest zwischen den Zeilen, wie tief sie Herbert verwundet hat, aber er weiß sie doch nicht von sich, er verlangt, sie solle wiederkommen, und sie will ja so gern gehorchen.

In fieberhafter Hast rüsst sie zur Heimkehr. Tante Erna schüttelt den Kopf, sie kann sich das sinnlose Benehmen Mariannens nicht erklären, aber sie ist froh, daß sie zu ihrem Gatten zurückkehrt.

„Eine so lange Trennung taugt niemals!“ murmelt sie für sich, „und unter den obwaltenden Umständen ist sie erst recht verkehrt. Mann und Frau gehören zusammen, und was ihnen das Leben Schweres auferlegt, sollen sie gemeinsam tragen, und sich nicht in falsche Selbstgerechtigkeit einspinnen. Wer von euch ohne Fehler ist, der werfe den ersten Stein auf sie!“ so dürfen wir auch alle getrost denken.“

Marianne ist abgereist. Herzlich war der Abschied und manche gute Lehre hat Tante Erna der Scheidenden noch mitgegeben.

„Ich komme recht bald, Marianne, ich hab' ja dein schönes Heim noch gar nicht gesehen. Und wer weiß, vielleicht blüht auch mir das Glück auf jenen Gefilden, auf denen meine teuren Freundinnen es gefunden?“ hat Hermine lachend gesagt.

Marianne hat all die lieben Worte, all die Händedrücke herzlich erwidert, und nun sitzt sie allein in ihrem Abteil und blickt teilnahmslos hinaus auf die herblichen

Felder und Fluren, die der Zug mit Windes-schnelle durchreißt. Sie hat ihren Verwandten versprochen, Herbert von der nächsten größeren Station aus telegraphisch zu benachrichtigen, aber als der Zug dort passiert, unterläßt sie die Benachrichtigung doch. Allein und un-gesehen will sie heimkehren, nicht das kalte Wort: „Ich komme!“ soll ihm ihre Heimkehr melden. Doch der Abend sinkt schnell her-nieder, des Dämmerung bereits stark, als der Zug in die Station einläuft. Kalter Herbst-nebel braut auf Feldern und Wiesen, in phantastischen Formen ballt er sich bald zu-sammen, bald löst er sich in lange, schemenhafte Schwaden auf. Marianne erschauert, sie hat noch über eine halbe Stunde bis zum Schlosse. Was soll sie beginnen? Warum hat sie doch nicht lieber ihre Ankunft gemeldet? Sie beginnt zu laufen, große Schweißtropfen perlen ihr auf der Stirn. Immer dichter senken sich die Nebelschleier, kaum vermag sie den Weg durch den Wald noch zu erkennen. In der Ferne glühen rote Lichter, Schloß Büchen taucht wie eine Fata Morgana aus dem Nebel auf. Soll sie dahingehen? Soll sie dort um Nachtquartier bitten? Nein! nein! Das würde Herbert ihr nie vergeben, daß sie anderen einen Einblick in ihr zerrissenes Gelingen gestattet. Also vorwärts, nur weiter, sie hat es ja so gewollt! Und wieder nimmt die Dunkelheit des Waldes sie wieder auf. Wie von Furien getagt, stolpert sie weiter. Da endlich der Markttener Park, sie ist in Sicherheit! Tief auf-atmend sinkt sie auf einer Bank am Wege nieder, da tritt ein großer Mann in Jagdleidern aus einer Sträuchergruppe hervor. Marianne droht das Herz still zu stehen, es ist Herbert. So namen-los lächerlich und kindisch kommt ihr jetzt ihr ganzes Benehmen vor! Was nur Herbert von ihr denken mag? Er scheint sie nicht zu sehen, langsam, gesenkten Hauptes, die Hände auf dem Rücken, geht er den Hauptweg hinab.

„Herbert!“ Der Geruchene zuckt zusammen, er bleibt stehen, den Kopf laufend vorgeneigt. „Herbert!“ Noch einmal tönt es wie bittend. Da wendet der Baron sich um, er gewahrt die dunklen Umrisse einer menschlichen Gestalt auf der nahen Bank. Mit ein paar Schritten ist er dort, unglaubliches Staunen spricht aus seinen Zügen.

„Marianne, wo kommst du her? Um diese Zeit, in solchem Aufzuge?“

Sie schaudert zusammen vor Angst und Kälte. Die Feuchtig-keit der Herbstnebel hat ihr Kleid und Haar durchnäßt, wirr hängt es um ihr blasses, zitterndes Gesicht.

„Ah, ich verstehe!“ Herbert lacht schneidend auf. „Ueber-rumpeln wolltest du den Treulosen, wolltest sehen, wie er sich in deiner Abwesenheit benahm, der ehrlose Mensch, dem man die Bettelbroden nur so vor die Füße werfen kann. Doch du vergißt, Konstanze ist ja nicht hier, somit auch keine Gelegenheit, treulos zu sein.“

„Herbert!“ Sie schnellte empor, Entsetzen in dem starren Blick. Wie abwehrend streckt sie beide Hände von sich, indes ihre Augen mit bittendem Blick die seinen suchen. Fast zerrt Herbert sein Weib empor.

„Komm mit ins Haus und kleide dich um, damit wir wenigstens den Diensthofen ein Schauspiel geben. Morgen können wir uns dann auseinandersehen, für her heut abend ist es zu spät dazu.“

Wie kalt und hart die Worte klingen. Marianne zuckt zu-sammen. Soll das das Wiedersehen sein, von dem sie so vieles erhofft? Schweigend folgt sie dem Gatten ins Haus. Die Dienerschaft steht wie erstarrt bei ihrem unerwarteten Anblick.

„Die Frau Baronin ist einen Zug früher heimgekehrt, als sie ursprünglich beabsichtigte!“ bemerkt Herbert ganz ruhig zu dem Diener. „Schide sofort Anna her, damit sie der gnädigen Frau beim Umkleiden hilft. Frau Peters soll eine Tasse heißen Tee besorgen.“

Ruhig, als sei nichts vorgefallen, führt er Marianne auf ihr Zimmer. Sie zittert an allen Gliedern und kann sich kaum noch aufrecht erhalten.

„Es ist am besten, du legst dich gleich zur Ruhe, du bist über-müdet!“ bemerkt er absichtlich laut, als Anna eintritt. „Es war unvernünftig, den weiten Weg zu Fuß machen zu wollen, hättest du lieber an der Station gewartet, bis ein Fuhrwerk kam. Nun ruhe dich nur tüchtig aus, morgen wird dir wieder wohl sein. Gute Nacht!“ Er küßt sie flüchtig auf die Stirn, dann geht er hinaus.

In seinem Zimmer sitzt er noch lange vor dem Schreibtisch, Papiere durchsuchend und ordnend. Sein Gesicht hat einen starren Ausdruck eiserner Entschlossenheit. Längst ist Mitternacht vorüber, als er sich zur Ruhe begibt.

Am folgenden Morgen ist Herbert schon früh fortgefahren.

Er würde gegen Abend zurückkommen, hat er Marianne bestellen lassen. Sie sitzt mit blassem Gesicht und großen, fieberisch glän-zenden Augen in ihrem Zimmer. All die Angst und Qual der vergangenen Tage scheint sich in den Stunden trübseligen Wartens zu verdoppeln. Mehr als einmal schon hat sie den Entschluß gefaßt, hinüber zu gehen zu Herberts Mutter, aber immer wieder hat sie gezaubert, ihn auszuführen. Was soll sie Herberts Mutter sagen? Wie soll sie sich vor ihr verantworten? Nein, erst muß sie mit dem Gatten reden, muß ihm sagen, wie bitter sie bereut, so hart, so schroff gewesen zu sein. Gestern abend, als sie sich dem Gatten so plötzlich gegenüber sah, da hat sie erst erkannt, wie sehr sie ihn liebt, wie jede Faser ihres Herzens zu ihm hindrängt. Endlich hört sie einen Wagen in den Hof fahren, dann ertönt Herberts Schritt auf der Treppe. Ihr Herz pocht zum Berspringen, ihre Hände beben vor Aufregung. Endlich nähert sich sein Schritt ihrer Tür, sie sieht ganz still, die Augen ge-schlossen, die Hände krampfhaft gefaltet. Herberts Gesicht ist finster, aber vollkommen ruhig, auch in seiner Stimme verrät sich nichts von der namenloser Qual, die er durchlebt.

„Wie geht es dir, Marianne? Bist du jetzt wohl genug, damit wie in Ruhe unsere Ge-schäfte besprechen können? Hoffentlich hat

dir die gestrige Tour nicht geschadet.“

„Herbert!“ Sie richtet sich auf. Ziehend sucht ihr tränen-umflorter Blick seine Augen. Doch er blickt über sie hinweg in die graue Dämmerung des Herbstabends, die durch die hohen Fenster fällt und sich schon in den Winkeln und Nischen breit macht. Er lehnt mit dem Rücken gegen den weißen Marmor des Kamins, die Arme über die Brust gekreuzt.

„Herbert!“ beginnt sie noch einmal, als er schweigt, „sollte es nicht möglich sein, daß wir die Vergangenheit auslöschen aus unserm Leben? Vielleicht, Herbert, könnten wir dennoch eine gemeinsame, glückliche Zukunft unser eigen nennen.“

Er blinnte sie mit leisem Spott an.

„Der Wunsch kommt ja merkwürdig schnell, nachdem du noch vor wenigen Tagen mir bestimmt mitgeteilt, daß unsere Wege sich jetzt trennen müßten. Welcher gute Geist war denn in meinem Interesse tätig? Ich bin ihm sehr dankbar, kann aber leider seine Intervention nicht annehmen. Denn!“ Seine hohe Gestalt reckt sich empor, seine Stimme gewinnt an Kraft und Schärfe, „es gibt eine Grenze, Marianne, über die hinaus kann ein Mann niemals gehen, wenn er nicht die Achtung vor sich selbst verlieren will. Bis zur äußersten Grenze bin ich gegangen, ich habe gut zu machen gesucht, was ich an dir gefehlt. Du hast mich in hoch-mütiger Selbstgerechtigkeit zurückgewiesen, nun ist das Spiel zu Ende. Mein ganzes Lebensglück habe ich als Einsatz geboten, ich habe verloren. Eins aber habe ich in all diesem Glend wieder-gefunden: mich selbst, meine eigene Kraft und Würde als Mann. Länger lasse ich mich nicht als ein Schulbube, der gezügelt wird, von dir behandeln. Was du mir gabst, auf Heller und Pfennig, wird es dir zurückgegeben, dann sind wir quitt, dann hast du kein Recht mehr, verächtlich auf den Mann zu blicken, der sich nicht scheute, eine Frau um ihres Reichtums willen an sich zu fesseln. Daß ich's nicht für mich tat, daß es geschah, um meiner Mutter die Heimat zu retten, um den alten Stammsitz der Familie nicht in fremden Besitz zu sehen, für solche Anschauungen hast du ja kein Verständnis. Du steiffst dich auf deine eigene Selbstgerechtig-keit, du verachtest die Menschen, die nicht gleich dir auf dieser



König Konstantin von Griechenland.



eingebildeten Höhe der Ehrenhaftigkeit und Tugend wandern. So müssen unsere Wege ja auseinandergehen, da sie nie, niemals sich zusammenfinden werden. Ich habe mit dem Justizrat gesprochen, er wird alles ordnen."

"Herbert, halt ein! Um Gottes willen nicht so! Ich kann ja nicht von dir lassen, ich war schlecht, war halb wahnsinnig vor Weh und Schmerz. Kannst du mir nicht vergeben?"

In seinen Augen leuchtet es auf, aber er bezwingt sich. Nein, er darf nicht nachgeben, er muß fest bleiben. Zum Spielball ihrer Launen darf er nicht werden, so tief wird er sich niemals erniedrigen. Wochen und Monate hat er um ihre Liebe geworben, sie hat ihn kalt von sich gewiesen, nun mag sie die ganze Qual empfinden, die er erduldet hat. Vergeben, Marianne? Vergeben habe ich dir lange. Was soll ich dir denn auch vergeben? Du bist ja vollständig im Recht, wenn du verächtlich auf den Mann blickst, der schwach genug war, seine zerrütteten Finanzen mit dem Gelde einer ungeliebten Frau aufbessern zu wollen. Das war eine feige Tat, nur vergißt du dabei, daß ich nicht Herr meines Willens war, als ich das „fluchwürdige Verbrechen“ beging. Doch genug davon! Die Vergangenheit soll begraben sein. Da aber von ihr keine Brücke zur Gegenwart, zur Zukunft hinüberführt, so müssen wir uns an dem unüberbrückbaren Abgrund der persönlichen Abneigung trennen. Du hattest damals recht, als du von den beiden Königskindern sprachst, — weist du es noch? „Vertrauen ist die Brücke, die von Seele zu Seele führt!“ sagtest du, — ohne Vertrauen gibt es keine Liebe, kein Glück. Du hattest recht. Auch ich habe das Vertrauen verloren, nicht zu dir, du stehst ja reiner da als je, aber zu meiner eigenen Kraft. Ich traue mir nicht mehr die Macht zu, dich glücklich zu machen, darum gebe ich dich frei."

Kalt, mit einem ganz leisen Anflug von Spott hat er gesprochen. Hochaufgerichtet steht er vor ihr, eiserne Energie spricht aus jedem Zug seines schmalen, gebräunten Gesicht.

Marianne steht vor ihm, den Kopf gesenkt, mit aufstrebenden Lippen und verschlungenen Händen. Ein letzter Sonnenstrahl fällt durchs Fenster auf das reiche, bronzefarbene Gelock des gesenkten Kopfes, flimmernde Goldtöne zaubert er hervor. Fast ätherisch schlangt erscheint die Gestalt in dem schleppenden Trauergewand, dunkle Schatten umgeben die trostlos blickenden Augen.

"Herbert, ich war ein Kind, und ich war so unglücklich. Mit einem Herzen voll Liebe, mit harmlosem, vollem Vertrauen zu dir kam ich hierher. Da trafen jene harten, mitleidlosen Worte mein Ohr. Kannst du es denn nicht begreifen, Herbert, daß da alles in mir aufbegehrte gegen das Unrecht, das mir geschehen war? Hätte Konstanze jene Worte nie gesprochen, unser Leben hätte sich anders gestaltet. Ach, nicht daß du mich meines Geldes wegen genommen, fraß mir so sehr am Herzen, sondern daß jene andere im Vollgefühl deiner Liebe, die anscheinend ihr gehörte, und mit kaltem Hohn auf mich herabbliden konnte. Herbert, ich habe namenlos gelitten."

Erschüttert blickt Herbert auf sein Weib, der warme Herzentönen stimmt seine Seele stiller, verständlicher. Er tritt näher zu Marianne hin und ergreift ihre Hand. Im selben Augenblick aber rattert ein Auto in den Hof, man hört durch die offenen Fenster das Stampfen und Fauchen. Eine helle, laute Stimme klingt von unten herauf.

"Baron Strehlen zu Hause?"

Marianne wird bleich, sie zuckt zusammen. „Konstanze!“ ringt es fache leise von ihren Lippen. Da läßt Herbert die Hand, die in der seinen ruht, fallen, ein bitteres Lächeln bricht von seinen Lippen.

Ein kurzes, kräftiges Klopfen wird an der Entreetür laut, Konstanze schlüpft ins Zimmer in einer farbenprächtigen Herbsttoilette, einen Strauß tiefroter Nelken im Knopfloch.

"Guten Tag, Herrschaften! Na, ich höre wohl ein Sedaschen händchen. Tut mir außerordentlich leid, aber ich kann's nicht ändern. Blau schon in einigen Stunden wieder fort, muß nur eben meine wenigen Sabellateiten, die noch hier sind, einer kleinen Inventur unterziehen. Bitte, wovon spricht Ihr denn so eifrig, als ich kam? Entschuldigt meine Reugierde, in Ehegeheimnisse will ich mich allerdings nicht eindringen."

Herbert ist einen Schritt zurückgetreten, fast als wolle er Marianne schützen. Er spricht kühl und ruhig, doch gerade seine merkwürdige Kälte weckt alle schlummernden Gefühle der Leidenschaft in Konstanzens Herzen.

"Du hast eine merkwürdige Art hier einzubringen. War denn kein dienender Geist da, der dich hätte anmelden können? Deine Tat straft ja deine Worte Lügen; wenn man nicht stören will, drängt man sich nicht so formlos auf."

Konstanze lacht, ein unangenehmes Lachen; sie schüttelt sich wie im Fieberfroß.

"Das heißt zu deutsch: „Mach“, daß du weiterkommst, wir brauchen dich nicht!"

Herbert zuckt die Schultern, sein Blick ruht in verletzender, eisiger Kälte auf ihrem schönen Gesicht, das bald blaß, bald rot wird vor innerer Erregung.

"Ich kann dich nicht hindern, meinen Worten die Deutung zu geben, die du ihnen zu geben wünschst. Du bist eine Dame, zwingt mich nicht, die Rücksicht außer acht lassen zu müssen, die ich einer Dame schulde."

"Herbert, du bist sehr freundlich, man sollte wirklich nicht glauben, daß diese Parvenütochter eine solche Macht über dich erlangt hat. Früher hattest du noch einen Begriff für Höflichkeitsformen; derselbe scheint dir unter dem Einfluß deiner hochwohlgeborenen Frau gänzlich abhanden gekommen zu sein. Ich werde mir meinen Gatten schon besser ziehen. Nach meiner Pfeife wird er tanzen, der arme Kerl, dafür hat er die Ehre, Konstanze, Gräfin Wande-rotts Gatte zu sein, er, ein einfacher Herr von Lügen."

Sie lacht ein frivoles, loses Lachen, das Marianne



Zur Einnahme von Kraguljewak  
Gesamtansicht der Stadt, die die Armee Koevek erobert hat.

bis ins innerste Mark erschüttert.

Ja, Marianne, ich ziehe mir meinen Gatten besser als Sie. Seine einzige Liebe will ich sein, ob ich ihn selbst auch niemals lieben werde. Aber seine Klüsse sind heiß und leidenschaftlich, sie brennen wie Feuer, und so soll es sein. Sie, verehrte Baronin Strehlen, verstehen es nicht, einen Mann zu fesseln. Herbert ist ja ein Schwächling, um den Finger hätten Sie ihn wideln können, wenn Sie gewollt hätten. Sein gutes Herz war ja so voll Mitleid für das arme, herzige Kind, das ihm so naiv offenerzig sein Herz entgegenbrachte, mit dem er doch so gar nichts anzufangen wußte. Denn seine Liebe, ja die gehörte Ihnen ja nicht, wird Ihnen niemals gehören. Mag er tausendmal, getrieben von Mitleid und Gerechtigkeitsgefühl, sich seinem Weibe zuwenden, seine erste, heiße Liebe werden Sie niemals besitzen können, sie gehört mir, mir ganz allein, und niemand wird sie mir entreißen können, sie bleibt mein unbefruchtetes Eigentum über alle Zeit hinaus."

Hochaufgerichtet, mit heißen Wangen und sprühenden Augen steht sie vor Herbert. Die Adern an ihrem schlanken Hals klopfen, fast widerlich sieht sie aus in dem Taumel der Leidenschaft, von dem sie sich hat hinreißen lassen.

Mit einem leisen, ächzenden Laut ist Marianne in einen Sessel gesunken. Zwischen den beiden Frauen aber steht Herbert, seine hohe, kraftvolle Gestalt scheint ins Unendliche zu wachsen. Die Adern auf seiner Stirn beginnen zu schwellen, jede Muskel seines Körpers bebzt vor seelischer Erregung, und dennoch bezwingt er sich mit fast übermenschlicher Gewalt. Sein ausgestreckter Arm aber deutet nach der Tür, gebietend, Gehorsam heischend.

"Hinaus! Nichtswürdige Schlange, die du dich nicht scheust, mit deinem Gift ein Wesen zu besudeln, das himmelweit über dir steht. Das Band, das uns umschlingt, du wolltest es zerreißen"



„Gott sei Dank, noch lebt sie!“ Er legt sein Ohr auf ihre Brust, um den Schlag ihres Herzens zu spüren. Es schlägt noch, matt und unregelmäßig zwar, aber dennoch verrät es, daß das Leben noch pulsiert. Eben tritt die Jose ein.

„Anna, die gnädige Frau ist ohnmächtig geworden, schnell, helfen Sie mir, sie zur Ruhe zu bringen. Friedrich soll sofort zum Arzt, mit dem Auto, in dem Gräfin Konstanze gekommen ist. Aber schnell, der Arzt soll sofort kommen.“

Anna stürzt hinaus, wenige Minuten später weiß die ganze Dienerschaft um die Erkrankung der gnädigen Frau, und während Herbert sich in Todesangst über das wachbleiche Gesicht neigt, und sich vergeblich bemüht, ihm neues Leben einzuhauchen, erfährt auch schon Baronin Strehlen von dem Unfall, der Herberts Frau betroffen. Sie hat Konstanze kommen, sie auch im rechten Seitenflügel verschwinden sehen, und sie ahnt, daß Konstanze mit Mariannens Erkrankung im Zusammenhange steht. Auf ihrem Krüdstock gestützt, humpelt sie in Konstanzens Zimmer. Dämmerdunkel herrscht schon in dem Raume, die Jalousien vor den Fenstern sind halbgeschlossen. Als die Augen der Baronin sich an das Halbdunkel gewöhnt haben, bemerkt sie vor einem halbgefüllten Kissen eine zusammengekauerte Gestalt.

„Konstanze! Um Gottes willen, was hast du angerichtet?“

Die Gestalt fährt empor, ein irres Lachen bricht von ihren Lippen.

„Tante Hilde, du? Warum bemüht du dich zu mir? Ich hätte dich jedenfalls aufgesucht. Ich wollte ja nur meine Sachen ordnen und dann Abschied nehmen.“

„Konstanze!“ Die Hand der Baronin umklammert den Arm der Nichte mit eisernem Griff. „Ich frage dich, was hast du angerichtet? Warum hat man so eilig zum Arzt gesandt? Was hast du Marianne gesagt?“

„Viele Fragen auf einmal, Tante Hilde. Ich habe deinem Zuderpüppchen nichts getan, nur Herbert habe ich gründlich die Wahrheit gesagt. Da hat er mich hinausgeworfen. Ich gehe ja auch, ich werde nie wieder diese Schwelle betreten, aber einmal sollte er so elend werden, wie ich es bin. Ade, Tante Hilde! Versuche, ein Fünkchen Mitleid mit meinem Elend in deinem Herzen zu erwecken, wenn du in Zukunft an mich denkst. Vielleicht habe ich dich doch ein wenig lieb gehabt. Das Mitleid der anderen brauche ich nicht. Ich werde mich ja glänzend verheiraten, werde reich, gefeiert und umschwärmt sein, was brauche ich da mehr zu meinem Glücke! Die Welt wird mich beneiden ob meines glänzenden Loses. Einmal nur noch wollte ich von der Vergangenheit reden, dann soll sie begraben sein. Alte Brücken habe ich hinter mir abgebrochen, kein Weg führt mehr nach Markitten zurück!“

Die letzten Worte erklingen fast in leidenschaftlichem Schluchzen, ein haltloses Weinen erschüttert den schlanken Körper.

Das Auto rattert wieder in den Hof, der Arzt eilt die Treppe empor, da rafft Konstanze sich auf. In planlosem Durcheinander wirft sie die umherliegenden Sachen in den offenen Korb.

„Ich muß fort, Lügen erwartet mich. Leb wohl! Tante Hilde. Send mir die Sachen zu. In wenig Wochen bin ich Lügens Frau, wir haben den ursprünglichen Plan geändert. Was soll das lange Warten! Ein Schritt, der getan werden muß,

„Gott sei Dank, noch lebt sie!“ Er legt sein Ohr auf ihre Brust, um den Schlag ihres Herzens zu spüren. Es schlägt noch, matt und unregelmäßig zwar, aber dennoch verrät es, daß das Leben noch pulsiert. Eben tritt die Jose ein.

„Anna, die gnädige Frau ist ohnmächtig geworden, schnell, helfen Sie mir, sie zur Ruhe zu bringen. Friedrich soll sofort zum Arzt, mit dem Auto, in dem Gräfin Konstanze gekommen ist. Aber schnell, der Arzt soll sofort kommen.“

Anna stürzt hinaus, wenige Minuten später weiß die ganze Dienerschaft um die Erkrankung der gnädigen Frau, und während Herbert sich in Todesangst über das wachbleiche Gesicht neigt, und sich vergeblich bemüht, ihm neues Leben einzuhauchen, erfährt auch schon Baronin Strehlen von dem Unfall, der Herberts Frau betroffen. Sie hat Konstanze kommen, sie auch im rechten Seitenflügel verschwinden sehen, und sie ahnt, daß Konstanze mit Mariannens Erkrankung im Zusammenhange steht. Auf ihrem Krüdstock gestützt, humpelt sie in Konstanzens Zimmer. Dämmerdunkel herrscht schon in dem Raume, die Jalousien vor den Fenstern sind halbgeschlossen. Als die Augen der Baronin sich an das Halbdunkel gewöhnt haben, bemerkt sie vor einem halbgefüllten Kissen eine zusammengekauerte Gestalt.

„Konstanze! Um Gottes willen, was hast du angerichtet?“

Die Gestalt fährt empor, ein irres Lachen bricht von ihren Lippen.

„Tante Hilde, du? Warum bemüht du dich zu mir? Ich hätte dich jedenfalls aufgesucht. Ich wollte ja nur meine Sachen ordnen und dann Abschied nehmen.“

„Konstanze!“ Die Hand der Baronin umklammert den Arm der Nichte mit eisernem Griff. „Ich frage dich, was hast du angerichtet? Warum hat man so eilig zum Arzt gesandt? Was hast du Marianne gesagt?“

„Viele Fragen auf einmal, Tante Hilde. Ich habe deinem Zuderpüppchen nichts getan, nur Herbert habe ich gründlich die Wahrheit gesagt. Da hat er mich hinausgeworfen. Ich gehe ja auch, ich werde nie wieder diese Schwelle betreten, aber einmal sollte er so elend werden, wie ich es bin. Ade, Tante Hilde! Versuche, ein Fünkchen Mitleid mit meinem Elend in deinem Herzen zu erwecken, wenn du in Zukunft an mich denkst. Vielleicht habe ich dich doch ein wenig lieb gehabt. Das Mitleid der anderen brauche ich nicht. Ich werde mich ja glänzend verheiraten, werde reich, gefeiert und umschwärmt sein, was brauche ich da mehr zu meinem Glücke! Die Welt wird mich beneiden ob meines glänzenden Loses. Einmal nur noch wollte ich von der Vergangenheit reden, dann soll sie begraben sein. Alte Brücken habe ich hinter mir abgebrochen, kein Weg führt mehr nach Markitten zurück!“

Die letzten Worte erklingen fast in leidenschaftlichem Schluchzen, ein haltloses Weinen erschüttert den schlanken Körper.

Das Auto rattert wieder in den Hof, der Arzt eilt die Treppe empor, da rafft Konstanze sich auf. In planlosem Durcheinander wirft sie die umherliegenden Sachen in den offenen Korb.

„Ich muß fort, Lügen erwartet mich. Leb wohl! Tante Hilde. Send mir die Sachen zu. In wenig Wochen bin ich Lügens Frau, wir haben den ursprünglichen Plan geändert. Was soll das lange Warten! Ein Schritt, der getan werden muß,

## Die Vogelspinne.

Eine Rolle Seemannsgarn von  
Werner Granville Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Wir saßen da irgendwo in einer kleinen Schifferkneipe an der Wasserkante. Es war so ein recht gemütliches Stüchchen zum Plaudern. Rings an den Wänden hingen und standen allerlei Kuriositäten, und unter der verräucherten Decke baumelten friedlich die Modelle alter Kauffahrer und Konvoischiffe.

Aus den frischgefüllten Groggläsern zog uns ein würziger Duft verlockend in die Nasen und der bläuliche Tabaksrauch, der aus den glimmenden Schagpfeifen emporschwärmte, umhüllte unsere Gestalten mit einem wallenden Schleier. Eben war eine Pause in unserer Unterhaltung eingetreten, da bemerkte Cäsar Pingel, unser Bootsmann, auf dem Wandbort über unserm Tisch eine große Spinne.

Es war eine richtige Vogelspinne, mit einem fuchsigroten, wolligbehaarten Körper. Wahrscheinlich träumte oder verdaute sie; wenigstens verhielt sie sich mäusestill in ihrem Glasbehälter, der oben durch einen Pergamentdeckel abgeschlossen war.

„Ein bemerkenswertes Tier!“ sagte ich in möglichst gleichgültigem Tone, obwohl ich das unbehagliche Gefühl hatte, daß mich das scheußliche Vieh so eigentümlich lauernd anschielte. Es ist möglich, daß ich es mir nur einbildete, weil ich von jeher eine unüberwindliche Abneigung gegen Spinnen hege.

Selbst Kasper Tütje, unser Zimmermann, der auch mit zur Tischrunde zählte, meinte: „Badori noch mal zu, mich läuft 'ne Gänsehaut über. Dies wundert mich, indem ich sonst nicht so gräsig bin und die schwarzen Katerlatzchen aus freier Hand greif.“

Mich wunderte es auch, nämlich, daß Tütje jeder Gelegenheit behauptete, zu den „erstklassigen Faultieren“ gehörte.

„Und so'n Vieß fängt wirklich Vögel?“ forschte Pingel ungläubig.

Als ich bejahend nickte, behauptete Tütje steif und fest, der Spinne gude jetzt noch ein Spazensbein oder so etwas Ähnliches aus dem Schlund.

„Das is ihr woll in 'n verkehrten Hals stecken geblieben und nu kriegt sie 's nich runter,“ meinte er tiefsinnig.

„Denn mußt du ihr mal den Rücken klopfen, oder ihr 'u kleinen 'Sweißer' nachzutrinken geben,“ riet Pingel mit unerschütterlichem Ernst.

Als ich jedoch den beiden klar machte, daß eine Vogelspinne überhaupt keine Vögel frisst, sondern ihnen nur das Blut aussaugt, stellte Tütje durch eine nähere Befichtigung fest, daß er sich tatsächlich geirrt hatte; denn das vermeintliche Spazensbein war ein dünner Strohhaln, der im zottigen Kopshaar der Spinne hängen geblieben war und aus ihrer Lagerstatt stammte.

Jedenfalls war die Vogelspinne, wie mir jeder zugeben muß, ein sehr interessantes Tier, und wir unterhielten uns in den nächsten Minuten über nichts anderes.

Gerade wie wir im besten Erzählen waren, kam der Wirt herein. Er war ein alter Fahrersmann und hatte sich den Wind tüchtig um die Nase wehen lassen.

„Sie haben da eine nette Vogelspinne,“ nahm ich das Wort. „Taxiere, das Vieß wiegt reichlich ein viertel Pfund.“

Meine Gefährten musterten mich mit ehrfurchtsvoller Bewunderung; aber ich nahm so gelassen einen Schluck aus meinem Grogglas, als ob Spinnenabwägen meine tägliche Beschäftigung war. Der Wirt lächelte geschmeichelt über mein Lob, schob aber erst den Priem, von der Backbord nach der Steuerbordbade, ehe er entgegnete: „Sie haben beinahe recht, mein Herr! Die Spinne wiegt genau einhundertfiebemunddreißig und ein halbes



General Schelow

Oberkommandierender der bulgar. Armee.



Gramm. Fragen Sie selbst Stramer Wollte, hier nicht an der  
Ede. Der hat sie nämlich gewogen, als ich sie damals erbe-  
"Ich dachte, Sie hätten sie vielleicht auf einer Ihrer Reisen  
mit aus Brasilien gebracht," sagte ich hinzu.

Der Wirt kniff seine kleinen listigen Augen unter den buschigen  
Brauen noch enger zusammen und hob abwehrend die Hand.

"Ne, das gerade nicht. Ich könnt' es ja behaupten und Ihnen  
wunder'ne Geschichten erzählen; aber mit Lügen mengelst du  
mich nicht. Die Sache war einfach so: Hier bei mir im Gasthof,  
ich vermiete ja auch Zimmer, wohnte vor 'n paar Jahren eine Bra-  
silianerin, so 'ne richtige übergeschnappte Frauensperson. Sie  
hatte die Vogelspinne wie einen Schoßhund abgerichtet, und wenn  
sie spazieren ging, hatte sie die Spinne wie einen kleinen  
Schnauzerl an der Leine hinter sich. Eines Tages betrank  
sie sich mal so in Whisky, ich meine die Brasilianerin, daß sie an  
Alkoholvergiftung starb. Kurz und gut, ehe sie ganz tot war,  
setzte sie mich zu ihrem Universalerben ein und hinterließ mir  
außer fünf Milreis und einem Koffer mit püffeiner Damentasche  
auch die Vogelspinne. Auf dem Totenbette sagte sie noch zu mir:  
"Hier lege ich Ihnen meine kleine, achtbeinige Freundin ans  
Herz! Gedenken Sie meiner, wenn Sie sie ansehen, und behandeln  
Sie sie liebevoll!" Jawoll, so sagte sie eigenhändig."

Der alte Knabe wischte sich eine imaginäre Träne aus dem  
Auge und ging dann hinaus, um Wein  
abzuziehen.

Einige Minuten saßen wir schweigend  
und hefteten unsere Augen auf die Erb-  
schaft der Brasilianerin.

Endlich sagte Pingel: "Ich glaube,  
sie schläft. Sie sitzt noch immer so still  
wie vorher."

"Oder sie trauert noch immer um ihre  
tote Madam," flüsterte Kasper Tütje  
feierlich, als fürchte er, durch ein lautes  
Wort das Ergreifende einer solchen Mög-  
lichkeit zu zerstören.

In diesem Moment betrat ein alter  
Seebär mit eisgrauem Kinnbart, der  
ihm wie ein Babylon auf die Brust hing,  
die Gaststube.

Als er sah, wie unverwandt wir die  
Vogelspinne betrachteten, bemerkte er:  
"Feines Tier, was? Wiegt genau ein-  
hundertachtundvierzig und ein viertel  
Gramm."

Unsere fragenden Blicke veranlaßten  
ihn, fortzufahren: "Da können Sie sich  
drauf verlassen; denn ehe ich sie Edle  
Müller, dem Gastwirt hier, zur Silber-  
hochzeit schenkte, hab' ich sie noch erst  
von meinem Grünhöfer wiegen lassen.  
Das war kurze Zeit, nachdem ich sie  
von meinem Freund, dem Segelschiffs-  
kappe, Jan Klüber, geerbt hatte."

"Ich denke, der Wirt hat sie selbst geerbt?"  
wagte ich schüchtern einzurufen.

Der Alte lachte verächtlich seinen Priem aus.

"Dat der olle, eisgraue Lügner Ihnen  
das aufgebunden? — Sieht die Spinne  
so aus, als ob er sie geerbt hat — oder  
ich?"

Der gekränkte Seebär funkelte uns mit seinen wasserhellen  
Augen so drohend an, daß ich schnell zugab, sie käme mir auch  
eher so vor, als ob er sie geerbt hätte.

"Na, sehn Sie woll'!" meinte der Alte befriedigt, und dann  
erzählte er: "Früher war ich mal 'ne Zeitlang Schlafbaas, und da  
wohnte Kappe Klüber bei mir, der mit einem Dreimastschoner  
auf Brasilien fuhr. Einmal hatte er sich denn auch die Vogel-  
spinne mitgebracht. Natürlich hatte er sie fein abgerichtet, und  
wenn wir mal zusammen ausgingen, kam die Spinne in einem  
kleinen Kasten immer mit. Dja, nu woll'n Sie wohl gerne  
wissen, weshalb? Also, wenn wir mal 'n Konzertlokal besuchten  
und er mußte mal austreten, kamen immer gleich Leute, die den  
leeren Stuhl einfach besetzten. Das konnt' ihn nu schändlich  
mürmen. Jetzt war das anders! Ging er mal hinaus, kriegte  
er die Spinne aus dem Kasten und setzte sie auf den Stuhl. Ich  
sag' Ihnen, die paßte auf, daß keiner den Stuhl besetzte. Wer  
es doch gewagt hätte, den hätte sie schlankweg durch die Bux ge-  
bissen, und Sie wissen woll, so 'ne Vogelspinne is verdebelt  
giftig. Einmal hat das meinen Kappe aber selbst begriesmelt,  
indem daß er 'n kleinen Kleister hatte und alles doppelt sah.  
Wie er damals nach seinem Stuhl zurückkam, steht er zwei  
Spinnen nebeneinander sitzen. Dja, nu denken Sie sich mal sein  
Pech! Anstatt, daß er die richtige Vogelspinne wegnimmt und  
sie auf die Spinne setzt, die ihn nicht beißen konnte, indem daß  
sie ja gar nicht existierte, nimmt mein armer Kappe die Spinne  
weg, die er nur in seiner Dummheit sah — und setzte sich auf die rich-  
tige Vogelspinne. Da hat das Biest natürlich zugebissen; denn  
von hinten sah Jan Klüber ja wie jeder andere Mensch aus, und

es ist wohl zu verstehen, daß sie ihn nicht erkannt hat. Stellen  
sich ihm keiner mehr; aber vor seinem Tode vermachte er mir  
noch die Vogelspinne. — Sie haben den traurigen Fall wohl  
auch seiner Zeit in den Blättern gelesen?"

Das hatten wir nun gerade nicht; aber nichtsdestoweniger  
wäre uns auch dann die Erzählung des alten Seebären etwas  
unwahrscheinlich vorgekommen und wir hätten uns erst ver-  
sichert, ob die betreffende Zeitung nicht das Datum des ersten  
April trug.

Sowie der greise Fahrersmann die Tür hinter sich zugezogen  
hatte und wir uns unbeobachtet wußten, meinte Cäsar Pingel:  
"Einer von den Kerls hat uns belogen. Ich glaub' meist, der Wirt  
hat die Wahrheit gesagt. Jedenfalls möcht' ich so 'ne giftige Spinne  
mal von ganz nahe besehen."

Trotz unserer Warnung kletterte er auf die Sitzbank und redte  
sich auf die Zehenspitzen, um das Glas ergreifen zu können.

Blötzlich rutschte er aus, das Gefäß entglitt seinen Fingern  
stürzte zur Erde und zerfiel in unzählige Splitter.

Inmitten der Trümmer aber lag die Vogelspinne auf dem  
Rücken und streckte alle Achte von sich.

Mit einem Schredenschrei waren wir drei auf den Tisch  
geentert, der uns wenigstens einige Sicherheit vor dem Biß des  
giftigen Insektes zu gewähren schien.

Als die Vogelspinne nach minutenlanger Pause noch immer  
unbeweglich lag, sagte Kasper Tütje:

"Da, sie hat vor Fred 'n Schlag gekriegt!"

"Pingel," bat ich, "fang' das Biest  
doch und sperr es in die leere Zigarren-  
kiste, die da vorn auf dem Schanztisch  
steht. Wir können doch nicht auf dem  
Tisch sitzen bleiben, und ich kann nun  
einmal keine Spinne anfassen."

Cäsar Pingel zeigte sich jedoch ab-  
geneigt und ich tettelte ihn jetzt bei seinem  
Ergreifung. "Pingel," begann ich be-  
schwörend von neuem, "du hast doch sonst  
keine Angst. Weißt noch, als wir in  
Frisco lagen und unsere Bart Feuer  
ging? Da hast du doch auch freiwillig  
die Kiste mit Dynamit aus dem Vorraum  
geholt, obwohl die Flammen keine drei  
Meter mehr davon waren."

"Ja — a!" wandte Pingel zögernd  
ein, "ne Vogelspinne is auch noch lang'  
keine Dynamitkiste!"

Endlich ließ er sich aber doch erweichen  
und näherte sich unter Beobachtung der  
nötigen Vorsichtsmaßregeln der Spinne.  
Bevor er zum letzten Angriff überging,  
zog er sich den linken langschäftigten  
Seestiefel aus.

Da hau' ich ihr einen mit übern Bonafé,  
wenn sie obsternatsch wird!" flüsterte er  
uns zu.

Mit einem Male sahen wir, wie sein  
Gesicht einen unendlich einfältigen Aus-  
druck annahm. Sein Mund klappte wie  
eine leere Austerschale und die Hand  
mit dem erhobenen Seestiefel senkte sich  
langsam.

Erst nach einer ganzen Weile entfuhr  
ihm ein kräftiges "Dunnerslag noch mal!"

"Is sie tot?" forschte Tütje erleichtert.

"Ne!" futerte Pingel nun giftig los; "aber der Wirt hat sein  
Spieß mit uns getrieben. Die is ja bloß so 'ne Scherzspinne  
aus brauner Wolle und Draht, wie man sie für 'n paar Groschen  
in den Läden kaufen kann. Jungs, wir haben uns schändlich  
blamiert."

Er warf einen Blick auf die Vogelspinne, der noch giftiger  
war, als die Spinne hätte sein können, wenn sie eben eine wirkliche  
Vogelspinne gewesen wäre.

Schnell wurde Schiffsrat gehalten; dann legten wir das  
Geld für unser Getränk auf den Tisch und drückten uns leise  
einer nach dem andern.

Wie ich, als letzter, die Tür hinter mir zuzog, hörten wir  
von der Gaststube das Lachen des Wirtes.

"So 'n veninscher Kerl!" erbot sich Kasper Tütje. "Bei  
den komm' ich nicht wieder! Der kann sein Grog nu mit seiner  
Vogelspinne allein austrinken!"

Und wir beiden andern stimmten ihm aus ganzem Herzen zu.

## Sprüche.

An deinen Freund häng' ganz dein Herz  
Und teile mit ihm Freud' und Schmerz!

Das Leben ist tot, wenn der Freund fehlt!



Großherzog Adolf Friedrich v. Mecklenburg  
der am 8. November mit einem Beppelinschiff von  
Temesvár nach Sofia in 3 Stunden fuhr und dort  
inbald bekräftigt wurde.



# Sprüche.

Der Krieg verkündet unaufhörlich durch den Donnerton seiner Geschütze, daß der einzelne und sein Leben verschwindend wenig sei gegen das Leben seines Volkes, und daß jeder einzelne sein Leben und seine Habe hinzugeben habe für sein Volk.

G. Freitag.

Nur dem Fröhlichen blüht der Baum des Lebens; dem Unschuldigen rinnt der Born der Jugend auch im Alter.

E. M. Arndt.

**Die russische Steinkohlenförderung und der Krieg.** G. Merjalow veröffentlicht im „Westnik Promyshlennosti i Torgowli“ vom 21. August einen eingehenden Aufsatz, dessen Hauptpunkte die folgenden sind: Die Gesamtkohlenförderung Russlands ist im ersten Kriegsjahr um 520 Millionen Pud geringer gewesen, als im vorigen Jahre, wovon allein 435 Millionen auf das vom Staat besetzte Dombrowabeden entfallen. Der sonstige Haupttrübsand entfällt auf das Donezbecken, wo statt 1699,08 nur 1595,44 Millionen gefördert wurden, also um 103,64 Millionen weniger. Der gleichzeitige, fast völlige Wegfall der Kohleneinfuhr bringt den Gesamtausfall auf mehr als eine Milliarde Pud. 1913 betrug die Einfuhr 527 Millionen n, in den ersten fünf Monaten 1915, hauptsächlich über Archangelsk, nur 2,87 gegen 151,62 Millionen und 60,060 Pud gegen 217/2 Millionen Kots im vorigen Jahre.

Abgesehen von dem Verbrauch in Polen, der 90 v. H. der Dombrowakohle und noch 100 Millionen schlesische Kohle betrug, und in Teilen der baltischen Provinzen geht der Bedarf kaum zurück, da die Stöckung in einzelnen Industrien durch die Industriestillsetzung für Kriegszwecke aufgewogen wird.

An dem Rückgang der Förderung in dem vom Kriege sonst nicht berührten Donezgebiet war i erster Linie die Mobilmachung schuld. Während des Monats Juli verringerte sich dort der Arbeitsstand von 200,000 auf 135,000. Als weitere Ursache kamen dann Transport-schwierigkeiten infolge der geringen Leistungsfähigkeiten der Kohlentahnen und von Wagenmangel hinzu, die Stöckung in der Abfuhr führten zu Förderungs-einschränkungen und selbst Arbeiterentlassungen.

Die industriellen Verbrauchs-kreise veranlassen die Sachlage, daß sie infolge verstärkter Einfuhr im ersten Halbjahr 1914 Vorräte angesammelt hatten und in der Hoffnung auf nur kurze Kriegsdauer mit Aufträgen zurückhielten. Auch die Bergwerksbesitzer waren optimistisch, zumal bis zum November die Arbeiterzahl wieder auf 208,000 gestiegen war. Man hatte auf dem letzten Verbandstage der Bergwerksindustrie für 1915 die südrussische Monatsförderung auf 171 Millionen Pud berechnet, im ersten Halbjahr 1915 ist aber der Monatsdurchschnitt nur 1325 Millionen gewesen, weil die Arbeiterzahl wieder sank (Januar 178,000, März 155,000, Mai wieder 175,000, Juni 160,000). Dabei ist die Arbeitsleistung der einzelnen weniger erfahrenen Arbeiter geringer; Kriegsgefangenenarbeit ist nur unter sehr erschwerten Bedingungen zu erlangen.

**Magnetische Eisenbalnpuffer.** In Bern ist eine durch Akkumulatoren betriebene Rangierlokomotive in Betrieb, die mit wenigen Hilfskräften und dazu noch weniger gefährlich zu rangieren vermag. Ihre Hauptneuerung sind vier magnetische Puffer. Diese Puffer, von denen hinten und vorne je zwei an Stelle der gewöhnlichen Puffer angebracht sind, bestehen aus zylindrischen Massen, die an der Vorderfläche eine halbtugelförmige Vertiefung zeigen und eingelassene Erregerwicklungen besitzen. In diese Vertiefung paßt der am Bahnwagen befindliche Puffer, der aus einer Stange mit einer abgeplatteten Kugel besteht. Zum Rangieren ist bei Verwendung dieser Lokomotive bloß ein Mann nötig, nämlich nur der Führer der

zur Feststellung der Nähe von Eisbergen und zur Uebertragung oder zum Empfang telephonischer oder telegraphischer Mitteilungen. Bei Verwendung des Oszillators als Sender und eines Mikrophons als Empfangsapparat können telegraphische Mitteilungen auf 50 km Entfernung ausgegeben werden. Wird der Oszillator als Empfänger gebraucht, so sind noch größere Abstände möglich. Um etwa die Abwesenheit, b. w. die Entfernung eines Eisberges festzustellen, wird so verfahren, daß man ein Signal ausendet und dann die Zeit ermittelt, welche verstreicht, bis das Echo des ausgesandten Signals wahrgenommen wird. Aus dieser Zeit läßt sich dann leicht die Entfernung zwischen Schiff und Eisberg berechnen. In ganz ähnlicher Weise läßt sich auch die Meeres-tiefe ermitteln.

**Politik in der Kinderstube.** Der kleine Karl zu Oise: „Du, wenn ich sicher wüßte, daß Papa eine wohlwollende Neutralität bewahrte, so gäbe ich dir jetzt eine Niesenwatsch'n!“

**Entweder — oder.** Verschuldeter Lebemann: „Da kommt die reiche Witwe Goldstaub; jetzt weiß ich wirklich nicht, soll ich ihr eine Liebeserklärung machen, mich mit ihr verloben und sie später heiraten, oder soll ich den weniger umständlichen Weg wählen und sie direkt anpumpen?“

**Bitter.** Schulze zum Bauer: „Was hast du denn bei dem Prozeß mit dem Haberbauer herausgetrieben?“ — Bauer: „Zwanzig Mark auf einen Tausendmark Schein — beim Prozeßkostenzahlen!“

**Späte Erkenntnis.** Sie: „Weißt du, Otto, ich werde nie vergessen, wie dumm du dich anstelltest, als du mich um meine Hand batest!“

Er: „Du hast recht! Ich war damals furchtbar dumm!“

**Ueberraschender Heiratsantrag.** Junge Witwe: „Et, ei, Herr Doktor, Sie kommen heute gar in Lack-schuhen zu mir?“ — Doktor, mit schmachtemden Augenaufschlag: „Ja, da stehen auch Freiersfüße drin!“

**Sicheres Zeichen.** A.: Kommerzienrats Veltke scheint das Heiraten endgültig aufgegeben zu haben.“ — B.: „Ja! — Sie tritt bereits als Frauenrechtlerin auf!“

**Nicht so schlimm.** Er: „Ich habe mich mit meiner Frau gestritten, und nun ist sie zu ihrer Mutter gereist!“ — Freund: „Du Glückspilz! Wenn sie nun ihre Mutter hätte kommen lassen?“

**Ballgespräch.** Herr: „Mein gnädiges Fräulein, werden Sie meinen Namen nicht vergessen, ich heiße Maier mit „ai.““ — Fräulein: „Und ich heiße Huber mit „hu.““

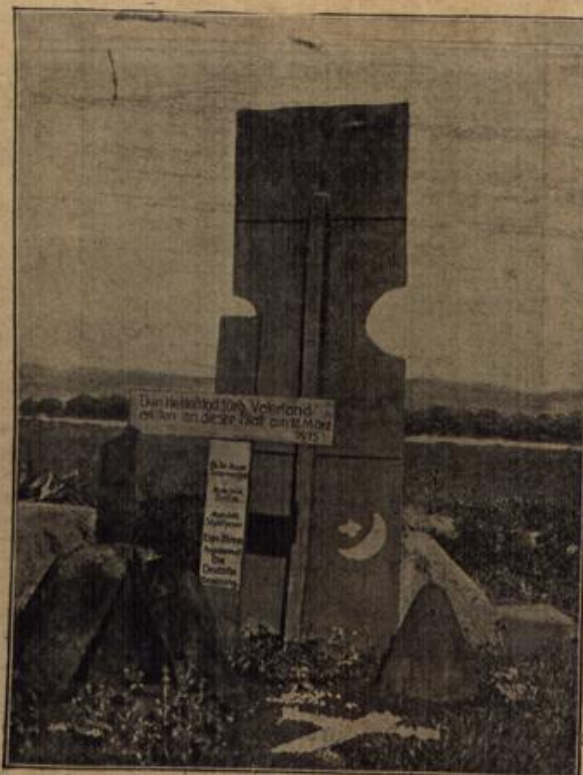
**Aus der Schule.** Lehrer: „Kannst du mir sagen, wer Neamur und Celsius waren?“ — Schüler: „Die Erfinder von Hitze und Kälte.“

## Rätsel.

Siehst du die erste rückwärts an, So zeigt sie mehr als zehn dir an. Ein frommer Mann im Morgenland Wird wie das letzte Paar benannt. Das Ganze ist des Staubes Feind. Sag' an, wer ist damit gemeint?

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Weißfall.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten (Weißfall vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredebeck (Ruhr). Gedruckt und herausgegeben von Fredebeck & Koenen in Essen (Ruhr).



Heldengrab gefallener Deutscher an den Dardanellen.

Lokomotive. Dieser fährt an den zu befördernden Waggon heran, bis die Puffer aneinanderstoßen, schließt dann den Erregerstrom der Magnete und kann hierauf den magnetisch festgehaltenen Waggon mit einer Stundengeschwindigkeit von 5 km an den gewünschten Ort schleppen. Wie „Prometheus“ mitteilt, beträgt die Anziehungskraft jedes dieser Puffer bei direkter Berührung 1700 kg, und 900 kg, wenn der magnetische Puffer vom Wagenpuffer 5 mm entfernt ist. Die beiden Puffer einer Seite können also eine Höchstanziehung von 3400 kg leisten, wobei die Erregung jedes Puffers 220 Watt beansprucht. Ein einfaches Ausschalten des elektrischen Stromes genügt, um den Waggon wieder freizugeben.

**Untersee-telegraphie.** Auf der Jahresversammlung des American Institute of Electrical Engineers sprach R. F. Blake über Untersee-telegraphie. Sie beruht auf Anwendung eines von Fessenden erfundenen und nach ihm benannten Oszillators. Er dient zur Tiefenbestimmung,